

Roman Lucksheiter

Die Gnade des schönen Augenblicks

Zum 100. Geburtstag von Marie Luise Kaschnitz

Das Dorf liegt südlich von Freiburg, dort, wo der Schwarzwald sanft ins Markgräflerland übergeht und sich der Blick des Reisenden kaum zwischen den verworfenen Hängen und der Weite des Rheintals entscheiden kann. Auf dem Familiengut in Bollschweil hatte Marie Luise Kaschnitz, geboren 1901 in Karlsruhe, die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg erlebt und war später immer wieder dorthin zurückgekehrt. Das Gut wurde zum raren Fixpunkt eines Lebens, das von Ortswechseln und Heimatsuche geprägt war.

Die Offizierstochter war in Potsdam und Berlin aufgewachsen, begann 1921 eine Buchhändlerlehre in Weimar, arbeitete in einem Münchener Verlag und später in einem Antiquariat in Rom, wo sie 1925 den Archäologen Guido von Kaschnitz-Weinberg heiratete. Fortan war ihre Biographie von den Karrierestationen des Wissenschaftlers bestimmt: 1932 der Ruf nach Königsberg, wo ihre ersten Gedichte und ihr erster Roman entstanden, 1937 nach Marburg und 1941 nach Frankfurt am Main, wo die Dichterin bis zu ihrem Lebensende wohnen sollte – mit Ausnahme der Jahre 1953 bis 1956, die man noch einmal in Rom verbrachte, wo ihrem Mann die Leitung des Deutschen Archäologischen Instituts anvertraut worden war.

Der Auftrag des Erinnerns: Trauer und Hoffnung

Obwohl es in diesen Jahren Marie Luise Kaschnitz' „Hauptberuf“ war, „verheiratet zu sein“, wie sie in einem Gespräch mit Horst Bienek ironisch erinnerte, hat sie das Schreiben darüber nicht vernachlässigt und eine „geistige und künstlerische Existenz“ geführt, „die den beiden geographischen Polen Rom und Frankfurt verbunden“ war (H. Bienek).

Die geographischen Wechsel bedeuteten immer wieder neue Annäherungen an Städte, deren Historie und Mentalitäten der zunächst Fremden ganz besonders auffallen mußten. So wird beispielsweise die „Rückkehr nach Frankfurt“ in den 50er Jahren zu einer bitteren Angelegenheit:

Nun bin ich angekommen und das heißt,
Daß ich ein Teil bin und dazugehöre.
Das scheint beim ersten Hinblick keine Ehre.
Es zeigt sich wahrlich kein befreiter Geist
In diesen harten abgehetzten Mienen.
Man scheint sich selbst und nur sich selbst zu dienen.

Die Beschäftigung mit den Nachwirkungen der Vergangenheit, die Marie Luise Kaschnitz im Sinn einer „Trümmerliteratur“ als regelrechte Aufgabe empfand, war um so unangenehmer, als die Dichterin in der Zeit der Zertrümmerung „nicht zu den Helden gezählt“ hatte, wie sie später einräumte: Man habe zwar ausländische Sender gehört und „ab und zu einem Juden auf der Straße die Hand“ gegeben, aber ansonsten „etwas anderes“ getan – geschrieben (damals entstanden u. a. die Nacherzählungen „Griechische Mythen“, inspiriert von den Marburger Vorlesungen ihres Mannes). Die menschliche Unvollkommenheit, sich nicht unbedingt dem – von Menschen hervorgebrachten – Bösen widersetzen zu können, sondern es zulassen zu müssen, sobald es größeren Raum erfaßt hat, war immer wieder Impuls und Thema ihrer Lyrik. Voll Trauer über verlorene Ideale humaner Größe, aber nicht ohne Hoffnung auf die Fähigkeit des homo sapiens, zu geläuterter Genügsamkeit zu finden, ist ihr Gedicht „1943“:

Das kühne Herz,
Der freie Geist
Muß sich bescheiden,
Und muß verstehen was es heißt
Die Welt erleiden.

Wenn sie in der NS-Zeit „Gottes Trauer“ zum Ausdruck bringt und darin den Schöpfer scheinbar Abschied von seinem fehlbaren Geschöpf nehmen läßt („Wie habe ich dich schön gebildet einst / ... / Wie bist du schnell gealtert in der Zeit / Schon wohnt die Schlange mit in deinem Herzen / ...“), dann fehlt doch nicht der Hinweis darauf, daß das Paradies nicht für immer verschlossen sei: „Und ist doch kaum ein Augenblick vergangen, / Und noch dieselben sind die schönen Gärten / Und meine Haine zwischen Meer und Meer.“ Einem der gravierendsten Rückschläge jeglichen Optimismus’ widmet Marie Luise Kaschnitz das Gedicht „Hiroshima“. Den Gerüchten, der Bomberpilot sei ins Kloster gegangen, habe Selbstmord begangen oder sei dem Wahnsinn verfallen, stellt sie ihre Illusionslosigkeit, ihr intuitives Wissen um die Permanenz der Unmenschlichkeit entgegen:

Nichts von alledem ist wahr.
Erst vor kurzem sah ich ihn
Im Garten seines Hauses vor der Stadt.
Die Hecken waren noch jung und die Rosenbüsche zierlich.
Das wächst nicht so schnell, daß sich einer verbergen könnte
Im Wald des Vergessens. ...

Mit nüchterner Erschütterung verfolgt die Lyrikerin ihren „Auftrag“ des Erinnerns. „Den Blick des Lesers auf das mir Bedeutsame zu lenken“, resümiert sie ihr Anliegen in der Dankesrede zur Verleihung des Büchner-Preises 1955, und zwar den Blick „auf die wunderbaren Möglichkeiten und die tödlichen Gefahren des Menschen und auf die bestürzende Fülle der Welt.“

Die Faszination des Lebens

Tödliche Gefahren und wunderbare Möglichkeiten – in diesem Spannungsfeld der Moderne sind viele ihrer Gedichte zu lesen, die dadurch weder zu Dokumenten reiner Trostlosigkeit noch zu Beispielen unreflektierter Alltagsromantik werden. Der häßliche „Bräutigam Froschkönig“ („eine Rüsselmaske sein Antlitz“), der mit der „Jungfrau Leben“ über die „Häuser der Toten“ fährt und sich „zwischen zwei Weltuntergängen“ in ihren Schoß preßt, auch er soll geküßt werden:

Im Morgengrauen
Nur im
Morgengrauen
Nur im

Erblickst Du seine
Traurigen
Schönen Augen.

Im Morgengrauen die schönen Augen (die bekanntlich die Pforte zur menschlichen Seele sind) zu entdecken, bevor sie vom Grauen des Tages verdeckt werden könnten, ist eine Übung, die Marie Luise Kaschnitz in ihrem Gedicht „Beschwörung“ als ein „Ringens mit Gegenwart; / Bis sie zum Segen ward“ nennt:

Wenn wir nur üben dies
Fürchten und Lieben, dies
Ringens mit Gegenwart;
Bis sie zum Segen ward

Wird uns Besonnenes
Richtig belehren,
Werden wir Kommendes
Nicht überhören.

Die Besonderheit der einprägsamen Gedichte von Marie Luise Kaschnitz liegt eben in diesem Gespür für den Segen der Gegenwart, für die Gnade des Augenblicks, dem hier seine buchstäbliche Bedeutung zukommt: Nicht nur, daß ihr die Augen des Anderen wichtig sind, auch der eigene Blick auf das potentiell Schöne – nicht auf das falsche Schöne wie die Rosenbüsche im Garten des Bomberpiloten –

ist als Bereitschaftssignal für die positiven Möglichkeiten des Daseins wesentlich für ihre Existenz und für ihr Dichten. In ihren Aufzeichnungen „Wohin denn ich“ (1963) notiert die Schriftstellerin ihre „Faszination des Lebens“, die man in Kenntnis ihrer Werke „kaum für möglich halten“ werde, die aber im schlichten Entzücken begründet sei, daß sie „sah, hörte, atmete, schmeckte, mit einem Wort, da war“ und über ihre Sinne „zahllose Botschaften empfing“. Es falle ihr „außerordentlich schwer, *nicht* glücklich zu sein“, betont sie, wenn auch der Begriff Glück „vieles und eben auch die Fähigkeit zu leiden“ umfasse. Das größte Leid ihres Lebens trat 1958 ein, als ihr Mann starb, ihr „besseres, edleres Ich“, mit dem sie den „letzten Dingen ... nun halb anheimgefallen“ sei. Wenn sie hätte wählen können „zwischen der körperlichen Wiederkehr dieses einen Menschen und dem Aufgehobensein im Ewigen Schutzmantel“, dann würde sie, „ohne zu zögern, nach der irdischen Gegenwart verlangen“, heißt es in ihren 1973 (ein Jahr vor ihrem eigenen Tod) erschienenen Aufzeichnungen „Orte“ – womit sich ein weiteres Spannungsfeld ihres Werks aufzutut: dasjenige zwischen Gegenwärtigkeit und Jenseitsvorstellung.

Metaphysik und diesseitige Seligkeiten

Die Präsenz der Engelsfiguren und des Gnadenbegriffes in Marie Luise Kaschnitz' Texten zeugt von einer profunden Verankerung in den Traditionen des christlich-abendländischen Denkens. Gleichwohl hat sich die Autorin immer gesträubt, sich als religiös zu bezeichnen. „Die Gretchenfrage, wie hältst du's mit der Religion?“, habe sie sich des öfteren gestellt, bekennt sie 1963, und betont dabei, den bereits zitierten „letzten Dingen“ nicht gleichgültig gegenüberzustehen, „was manches erklären mag an Streiterei, Auflehnung und jähem Vertrauen – ein Gleichgültiger schimpft nicht, hadert nicht, zweifelt nicht.“ Über die Haltung der Zweifelnden war sie mit der Welt des Glaubens verbunden, kannte aber auch jenen „Zustand der Gnade“, in dem sie nichts mehr hinterfragen mochte. Und obwohl sie einräumt, für diesen gelegentlich eintretenden Zustand nichts zu können, weil sie weder in die Kirche gehe noch christliche Rituale befolge, war sie „trotzdem überzeugt“, daß es sich bei ihr „um dieselbe Gnade handelt, um dieselbe strahlende Seligkeit, denselben Einklang mit der Schöpfung, denselben Frieden, der ein ewiger natürlich nicht sein kann, nur eine flüchtige Ahnung von dem, was möglich wäre.“ Ihre diesbezüglichen Überlegungen schließt sie mit den – für ihre Dichtung programmatischen – Worten: „alle Vorstellungen vom Garten Eden und den Gefilden der Seligen gehen auf solche Gnadenaugenblicke zurück.“ Wiederum ist es der Augenblick, der zählt. Der Eintrag „Metaphysik“ in ihrem Band „Steht noch dahin“ (1970) greift die eigene widerspenstige Beziehung zur Kirche noch einmal auf, um in der dritten Person Plural über sich selbst zu sprechen:

„Es gibt Menschen, die ohne Metaphysik oder, um es deutlicher zu sagen, ohne Gott nicht auskommen können. Sie verlangen nichts von ihm und stellen ihn nicht zur Rede, eine sinnliche Vorstellung (alter Vater) haben sie schon lange nicht mehr. Sie suchen ihn nicht in der Kirche, aber auch nicht im Wald. Am ehesten noch in den Augen der Mitmenschen. Auch in den Augen derer, die ihn leugnen? Gerade in diesen, ja.“

Die eher respektlose, aber dadurch um so aufrichtigere Annäherung an die Institutionen des Glaubens und das implizite Bekenntnis zu einem auf christlichen Werten fundierten Optimismus, kommt in ihrem Gedicht „Jenseits“ aus den frühen 60er Jahren zum Ausdruck, wo die Frage behandelt wird, wie es „drüben“ wohl aussehen möge:

Auf keinen Fall werden dort sein
Ausschließlich Bischöfe
Den Krummstab in der Hand
Polonäse
Durch die Abstellräume des Himmels.

Vielleicht hat jeder
Seine eigene Seligkeit
Eine alte von diesseits
Wir sprechens nicht aus.

Neben dem Humor, der hier aus der Jenseitsvorstellung geradezu eine Slapstick-Nummer macht, fällt die Vermutung auf, derzufolge „jeder / Seine eigene Seligkeit“ haben könne. Das ist in gewisser Weise ein Bekenntnis zum Pluralismus noch in den letzten Dingen, aber stets davon ausgehend, daß das himmlische Vertrauen in den Menschen nicht durch radikalen Egoismus enttäuscht wird. Daher wohl das Schweigen aus Vorsicht, wenn es um die Pluralität der diesseitigen Seligkeiten geht.

Das „allgemein Menschliche“ und die Politik

Von Humor, Individualismus und Respektlosigkeit gegenüber allzu unreflektierten Konventionen sind auch die Erzählungen und Theaterstücke von Marie Luise Kaschnitz gekennzeichnet, die als psychologische Studien exemplarische Situationen im Alltag zu fassen versuchen. Wo sich Kritik oder Empörung Bahn brechen wollen, hilft meist der Blick der Liebe, Augenmaß und Gemeinschaft zu bewahren. Darin liegt das Politische der Autorin, die sich auf die konkrete Politik so wenig einlassen wollte wie auf die Religion, und dennoch zu beiden Sphären etwas zu sagen hatte. Ihre „gedämpfte Sprechweise“ und „leuchtende Sachlichkeit“ (Karl Krolow) hatten wenig gemein mit der parolenträchtigen Politisierung der Literatur in den 60er und 70er Jahren. Doch daß man sie als alte

Dame vor der inquisitorischen Gretchenfrage, wie sie es denn mit dem politischen Engagement halte, zu schonen schien, mißfiel ihr dennoch:

„Niemand will wissen, ob ich es mit den Roten Zellen halte oder mit dem Papst ... Es versteht sich, daß solche Interviews langweilig ausfallen und daß ich nachgerade selbst den Wunsch habe, Farbe zu bekennen.“

Zu den ansonsten verachteten Liberalen zu gehören, hat in ihrem Fall offenbar Nachsicht hervorgerufen. Daß sie dabei aber um die Möglichkeit gebracht wurde, „Farbe zu bekennen“, schien die Dichterin tatsächlich durch entsprechende Aufzeichnungen kompensieren zu müssen – ohne die Nachwelt davon überzeugen zu können, daß farbige Bekenntnisse ihre Sache gewesen wären. Denn schließlich spielte sich die Politik, die sie betrieb, in ihren Texten und in ihrem nächsten persönlichen Umfeld ab.

Nie habe sie sich als Krankenschwester in Seuchengebiete verschicken lassen, notiert sie mit beinahe sarkastischem Unterton in „Orte“ (1973), weil ihr der Gedanke einfach nicht gekommen sei.

„Ein schlechtes Gewissen ja, das hatte ich wohl ab und zu, besonders im Alter, als ich mich wenigstens in Worten für die Entrechteten und Hungernden hätte einmischen können, das aber aus Schüchternheit und Angst vor jeder sogenannten Angabe selten tat. Ich war gastlich und habe mit fremden Menschen, die sich an mich wendeten, und mit Briefen an diese Menschen mehr Zeit, als ich verantworten konnte, vertan.“

Ihre Ablehnung des Terrorismus, der vorgab, seine Bomben für hehre, ferne Ziele zu zünden, wird in der scharfen, auf den Berliner Kaufhausbrand bezugnehmenden Notiz „Brandsatz“ in „Steht noch dahin“ mitgeteilt:

„Einen Brandsatz heimlich in ein Warenhaus legen ist kein Kunststück, Fräulein, und dann weglaufen und es brennt in der Nacht. Wenn Sie protestieren wollen, verbrennen Sie sich doch selber“, heißt es dort, nicht ohne die eigene, nicht-engagierte Haltung ironisch miteinzubeziehen: „nur die alten Leute sind Idealisten, und, Kellner, noch ein Bier.“

In ihren „Römischen Betrachtungen“, die 1955 unter dem Titel „Engelsbrücke“ erschienen, hatte sich Marie Luise Kaschnitz über „Mythos und Politik“ Gedanken gemacht und erklärt, warum „das enorm Politische der römischen Plastik ... für Frauen immer etwas Abstoßendes“ haben werde. Den Frauen liege „das ewig Gleiche und ewig Menschliche näher als das einmalige historische Geschehen“; das „allgemein Menschliche“, die „Phantasie“ interessiere sie mehr als „Staatsauftrag und Propaganda“. Die Neigung zum Mythischen begründete sie zudem mit einer Angst vor dem „Zuvielwissen“ der Informationsgesellschaft:

„Das Alleswissen kann nicht mehr ausgelöscht werden in einer Zeit, in der ... einer Frau in Oklahoma vor unseren Augen ein Tumor aus dem Gehirn geschnitten wird. Von dem Alleswissen, dem Rundherumkennen ist die Kunst heutzutage bestimmt, und zwar die Dichtung noch mehr als die Malerei ... Die Versuchung der Dichtung, alles zu sagen, was sie weiß, ist ungeheuer, sie ist in Gefahr, schwatzhaft zu werden.“

Zu ihren großen Vorbildern gehörte der französische Maler Gustave Courbet, über den sie in den 40er Jahren eine Biographie verfaßt hatte. Daß sie sich mit Courbet ausgerechnet den Begründer des Realismus ausgesucht hatte, bei dem „die Wahrheit, nicht der Traum, die Wirklichkeit, nicht die Welt der Phantasie ... der Ausgangspunkt und das Ziel seiner Bestrebung“ waren, ist kein Widerspruch zu ihrem Kunstverständnis, wonach der Künstler inmitten einer schwierigen Welt empfänglich für den schönen Augenblick sein möge: „Aber durch das Wunder seiner ungebrochenen Natur vermochte der Geistfeindliche den Geist der Wirklichkeit zu beschwören. Und durch die Gnade seiner Allverbundenheit drang er, Bildungswelt, Religion und Philosophie wie Spielzeug beiseite schiebend, wie ein letzter Riese noch einmal an die Quellen mythischer Kraft.“

Das Werk von Marie Luise Kaschnitz liegt als siebenbändige Gesamtausgabe beim Insel-Verlag sowie in Einzelausgaben des Insel-Verlags, des Deutschen Taschenbuch Verlags und des Claassen-Verlags vor.